

OHNE

THOMAS MARTIN SCHNEIDER

KIRCHE

MITTE?

Perspektiven in
Zeiten des
Traditionsabbruchs



Kirche ohne Mitte?

Thomas Martin Schneider

Kirche ohne Mitte?

Perspektiven in Zeiten
des Traditionsabbruchs



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 by Evangelische Verlagsanstalt GmHH · Leipzig
Printed in Germany

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Cover: Mario Moths, Marl
Satz: ARW-Satz, Leipzig
Druck und Binden: CPI books GmbH

ISBN 978-3-374-07318-4 // eISBN (PDF) 978-3-374-07319-1
www.eva-leipzig.de

Inhalt

Zu diesem Buch	7
I Kurzer Abriss der Kirchengeschichte im 20. Jahrhundert ...	15
Am Ende des Kaiserreiches	15
Die Zeit der „Weimarer Republik“	16
Nationalsozialismus	21
Nach dem Zweiten Weltkrieg	30
Die Umbrüche ab den 1960er Jahren	42
II Skizzen zu einer Kirchengeschichte unserer Zeit	60
Wenn der Berg ins Rutschen gerät: Erosion der Volkskirche	60
Politische Eindeutigkeiten?	68
Hauptsache gemeinsam? – Evangelisch-katholische Ökumene	86
Zwischen Reform und Rückzug – Religionsunterricht	94
Luther zwischen Hype und Verdammnis – die Jubiläen 2017 und 2021	108
Aus der Geschichte lernen? – Juden und Christen	114
Niederschwellig: „chrison, das evangelische Magazin“ ...	122
„7 Wochen Ohne“ – die Wiederentdeckung des Fastens	131
Nicht mehr systemrelevant? – Kirche und Corona	134
Von Jürgen Fliege bis Sibylle Lewitscharoff – die unterschiedlichen Gesichter der evangelischen Kirche ...	138
Liberalismus und Kriminalitätsbewältigung – Kirche und Sexualität	142
Kirche als bloße Kulisse? – Die umstrittene Trauung eines Bundesministers	147
Kirchenreformen zwischen Anspruch und Wirklichkeit	150

INHALT

III	Wo die Mitte fehlt	154
	Der Verlust der „Mitte der Gesellschaft“	154
	Die problematische Mittelpunktstellung der Politik und das Fehlen der politischen Mitte	158
	Das Beiseitedrängen der Theologie und theologische Einseitigkeiten	165
IV	Zur Aktualität reformatorischer Theologie	171
	Die Reformbedürftigkeit der Kirche	171
	Die Anliegen und das Wesen der Reformation	179
	Fazit	194

Zu diesem Buch

Kirchengeschichte unserer Zeit – eine Unmöglichkeit?

Dieses Buch ist eigentlich eine Unmöglichkeit. Kann man überhaupt eine Geschichte oder Kirchengeschichte unserer Zeit schreiben? Der US-amerikanische Historiker Timothy Snyder, Professor an der berühmten Yale University, äußerte im Jahre 2012 in einem Interview: „Historisch bin ich überzeugt, dass wir die ersten sechzig Jahre sowieso nie etwas verstehen. Alle Beteiligten müssen tot und alle Quellen zugänglich sein, und dann brauchen wir immer noch viel Zeit, um alles zu durchdenken.“¹

Es bedarf des Abstandes von mindestens zwei Generationen, um seriöserweise mit der Geschichtsschreibung beginnen zu können, schon allein wegen der Sperrfristen der Archive aus Gründen des Daten- und Persönlichkeitsschutzes. Die Zeitgeschichtsforschung hat nun allerdings immer ge-

1 Ian Kershaw/Timothy Snyder, Vierzehn Millionen Opfer waren nicht überraschend. Interview, in: FAZ 22.09.2012 (https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/geisteswissenschaften/ian-kershaw-und-timothy-snyder-im-gespraech-vierzehn-millionen-opfer-waren-nicht-ueberraschend-11894841.html?printPagedArticle=true#pageIndex_2 – Zugriff: 07.09.2022). Zum ganzen Abschnitt vgl. Thomas Martin Schneider, Kirchliche Zeitgeschichte – evangelisch. Entwicklung, Probleme, Aufgaben, in: ThLZ 147 (2022), Sp. 3–26. (Abkürzungen in den Fußnoten nach: Internationales Abkürzungsverzeichnis für Theologie und Grenzgebiete [IATG], bearb. von Siegfried Schwertner, Berlin/New York 2¹⁹⁹².)

gen diese eigentlich richtige und wichtige Regel verstoßen. Sie entstand in Deutschland unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft. Diese Zeit musste möglichst rasch kritisch aufgearbeitet werden und das ging natürlich nicht ohne einen substantiellen Beitrag der Geschichtswissenschaft. Entsprechendes gilt für die Kirchengeschichte. Hätte man die von Snyder formulierte Regel beherzigt, dann hätte man mit der historischen Erforschung des Nationalsozialismus erst im Jahre 2006 beginnen dürfen und das Thema bis dahin, etwa im schulischen Geschichtsunterricht, aussparen müssen. Der Historiker Hans Rothfels, einer der Begründer der Zeitgeschichtsforschung in Deutschland, hat die Zeitgeschichte im Jahre 1953 als „Epoche der Mitlebenden“ definiert.²

Der Zeithistoriker ist also immer auch Zeitzeuge. Viel stärker noch als bei ferneren Geschichtsepochen fließen subjektive Erfahrungen und Sichtweisen und der eigene, natürlich sehr begrenzte Horizont in die Darstellung mit ein, die deshalb immer nur eine sehr vorläufige, perspektivisch verengte und dementsprechend anfechtbare sein kann. Wenn einem viel verwendeten *Ondit* zufolge der Zeitzeuge der schlimmste Feind des Historikers ist, dann sind Zeithistorikerinnen und -historiker ihre eigenen Feinde und diese Spannung müssen sie einerseits aushalten und andererseits immer wieder sich selbst und ihrer Leserschaft bewusst machen.

So sehr es einleuchten mag, dass man mit der Aufarbeitung der Geschichte der nationalsozialistischen Zeit nicht warten konnte und wollte, sollte man doch mit der Aufarbeitung der allerjüngsten Vergangenheit nicht besser noch war-

2 Hans Rothfels, *Zeitgeschichte als Aufgabe*, in: *VZG* 1/1953, S. 1-8, hier: 2.

ten? Ja, natürlich könnte man das; und es ist sehr zu hoffen, dass „unsere Zeit“ auch kirchengeschichtlich in ein paar Jahrzehnten wissenschaftlich solide aufgearbeitet wird und dass die Ergebnisse dieser kleinen Schrift dabei gründlich in Frage gestellt und revidiert oder gar falsifiziert und ganz andere Aspekte als relevant herausgestellt werden. Die Quellenfrage scheint allerdings zunehmend problematisch zu werden, weil in Zeiten der papierlosen Kommunikation viele E-Mails, Twitter- und WhatsApp-Beiträge, Internetinformationen, Telefonate etc. gar nicht mehr in klassischer Weise archiviert werden können. Die gegenwärtige heftige Erosion der Volkskirche lässt zudem befürchten, dass die Geschichte der Kirche mehr und mehr aus dem Blick gerät, wie das in der allgemeinen Historiographie und bei der öffentlichen Präsentation von Geschichte, etwa in Museen, schon jetzt der Fall zu sein scheint. Die sehr sehenswerte Ausstellung zur Geschichte der Bundesrepublik Deutschland im Haus der Geschichte in Bonn³ oder auch die 2021 bereits in fünfter Auflage erschienene „Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert“ des Direktors des Münchner Instituts für Zeitgeschichte⁴ z. B. kommen fast völlig ohne kirchengeschichtliche Aspekte aus. Das verwundert schon allein deswegen, weil der ganz überwiegende Teil der bundesdeutschen Bevölkerung lange Zeit Mitglied einer der beiden Großkirchen gewesen ist und die Kirchen bis heute – etwa im Bereich der Diakonie und Caritas – gewichtige und einflussreiche gesellschaftliche Faktoren

3 Vgl. Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.), *Unsere Geschichte. Deutschland seit 1945*, Bielefeld/Berlin 2019.

4 Andreas Wirsching, *Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert*, München 52021. Wirsching studierte außer Geschichte sogar auch Evangelische Theologie.

sind. Der verstorbene Münsteraner Kirchenhistoriker Wolf-Dieter Hauschild, dessen Schüler ich sein durfte, hat die praktische Aufgabe bzw. den praktischen Nutzen der Kirchlichen Zeitgeschichtsforschung zudem noch – analog zur Politikberatung in der weltlichen Politik – wie folgt beschrieben:

„... die evangelische Kirche [wäre] insgesamt gut beraten, die Erkenntnisse der Kirchlichen Zeithistoriographie zur Orientierung hinsichtlich der Voraussetzungen ihrer aktuellen Kirchenpolitik so zu berücksichtigen, daß sie zu einem besseren Verständnis der praktischen Gegebenheiten, auf die man einwirken will, und damit zu einem allseitig reflektierten Handeln beiträgt. Dabei kann es natürlich nicht darum gehen, das zeitgeschichtliche Material bloß entsprechend den jeweils aktuellen Interessen in die Kirchenpolitik einzubringen. Kirchliche Zeitgeschichte als eine Kooperationswissenschaft impliziert ebenso die Beachtung der wissenschaftlich-historischen Methodik wie das Bemühen um eine bessere Realisierung der Verknüpfungsansätze der ... [verschiedenen] theologischen Disziplinen. So kommt der Praxisbezug von Wissenschaft angemessen zur Geltung.“⁵

Das vorliegende Buch soll also auch ein kleiner Beitrag zur aktuellen kirchenpolitischen Diskussion über die Zukunft der Kirche sein. Das gehört zum einen zum Geschäft der (Kirchen-)Historiker: Vergangenheitsbewältigung hat immer auch – bewusst oder unbewusst – etwas mit Gegenwartsanalyse und Zukunftsgestaltung zu tun. Zum anderen ist es mir – und hier meldet sich in mir nicht der Kirchenhistoriker, sondern der „Mitlebende“ und Zeitzeuge zu Wort – als evangelischer Christ und Theologe, als Gemeindeglied und Mitglied verschiedener kirchlicher Gremien ein persönliches

5 Wolf-Dieter Hauschild, Grundprobleme der Kirchlichen Zeitgeschichte, in: ders., *Konfliktgemeinschaft Kirche. Aufsätze zur Geschichte der Evangelischen Kirche in Deutschland* (AKZG B 40), Göttingen 2004, S. 15–72, hier: 48.

Anliegen. Trotz vieler Enttäuschungen und Frustrationserfahrungen bin ich der evangelischen Kirche eng verbunden und zutiefst von der Wahrheit, dem bleibenden Wert und der auch zukünftigen Relevanz des Evangeliums und des reformatorischen Glaubens überzeugt. Gleichwohl übe ich auch deutliche Kritik am Kurs meiner Kirche, immer aber letztlich aus einer tiefen Verbundenheit mit ihr und mehr noch mit dem Evangelium und den Grundlagen des reformatorischen Glaubens heraus.

Eine abschließende Bemerkung zu dem – uneigentlichen – Begriff „unsere Zeit“: Natürlich gehört uns die Zeit nicht und schon gar nicht können wir sie festhalten. Sie zerrinnt uns vielmehr geradezu zwischen den Fingern. Unsere Zeit steht in Gottes Händen, das wusste schon der Psalmbeter (vgl. Psalm 31, Vers 6), und Andreas Gryphius dichtete in der Zeit des Barock:

„Mein sind die Jahre nicht, / die mir die Zeit genommen; / mein sind die Jahre nicht, / die etwa mögen kommen; / der Augenblick ist mein, / und nehm ich den in acht, / so ist der mein, / der Zeit und Ewigkeit gemacht.“⁶

Auch der Begriff „unsere Zeit“ weist also auf die „Unmöglichkeit“ dieses Buches hin. Das eigentlich Unmögliche trotzdem zu wagen, das hat mich seit geraumer Zeit gereizt und diesem Reiz konnte ich letztlich nicht länger widerstehen, auch wenn mir Freunde rieten, damit am besten wenigstens noch bis zur Pensionierung zu warten. Nicht zuletzt hat mich Frau Dr. Annette Weidhas, die Leiterin der Evangelischen Verlags-

6 https://www.google.de/books/edition/Andrae_Gryphii_Freuden_und_Trauer_Spiel/009ZAAAAcAAJ?hl=de&gbpv=1&dq=%22und+nehm+ich+den+in+acht%22&pg=RA2-PA15&printsec=frontcover (Zugriff 07.09.2022).

anstalt Leipzig, dazu ermuntert, dieses kleine Buch zu schreiben. Ihr sei an dieser Stelle sehr herzlich gedankt. Für die gründliche, kritische Durchsicht des Manuskriptes und viele hilfreiche Anregungen danke ich ebenfalls sehr herzlich den Kollegen Jürgen Boomgaarden, Koblenz, Siegfried Hermle, Köln, Wolfgang Huber, Marburg, sowie Jakob und Johannes Rensinghoff, Heidelberg.

Evangelische Kirche ohne Mitte?

Die zentrale These dieses Buches, die ich zur Diskussion stellen möchte, lautet: Die evangelische Kirche in Deutschland verliert gerade ihre Mitte. Das ist natürlich in dieser Pauschalität überspitzt formuliert und entsprechend anfechtbar und auch nicht neu. Es geht mir aber darum, eine, wie ich finde, notwendige Debatte zu einem Trend weiterzuführen, den nicht nur ich seit Längerem auf verschiedenen Ebenen wahrnehme. Das schließt nicht aus, dass es immer wieder auch Entwicklungen gegen den Trend gab und gibt. Der Protestantismus ist seit seinen Anfängen ein äußerst pluriformes Phänomen; die evangelische Kirche gibt es nicht, und in der Vergangenheit hat es sie erst recht nicht gegeben. So problematisch diese Pluriformität ist, ist sie letztlich auch ein Segen. Denn sie bewahrt die Kirche vor theologischen Einseitigkeiten und politisch-monokulturellen Verengungen, hält sie vielmehr in lebendiger Bewegung. Spannungen sind belastend, erzeugen aber auch Energie und können spannend sein.

Die Kirchengeschichte, auch die evangelische, ist voll von – gescheiterten wie mehr oder weniger erfolgreichen – Versuchen, nicht nur solche Spannungen zu überwinden, sondern die Kirche auf einen einheitlichen Kurs festzulegen. Das ist in

der Regel am Ende immer gescheitert und musste wohl scheitern. Paradoxerweise aber muss die Kirche trotz ihrer unvermeidbaren Pluriformität stets nach der für alle ihre Glieder erkennbaren gemeinsamen Mitte – ihrem Proprium, Kern, Profil, Alleinstellungsmerkmal, Charakter, Herzen, Bekenntnis – fragen und sich auf diese hin orientieren, denn ohne eine solche Mitte könnte sie gar nicht existieren. Gegenwärtig haben viele Menschen den Eindruck, dass die Kirche sich geradezu auflöst. Liegt das vielleicht daran, dass sie ihre Mitte aus den Augen verloren hat oder zumindest nicht mehr deutlich genug vermitteln kann, was ihre Mitte ist? Wo die Mitte ist, das hängt natürlich immer davon ab, wie man jeweils die Koordinaten bestimmt. Und hier gab es seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts verschiedene signifikante Verschiebungen. Um die heutige Situation zu verstehen, ist es notwendig, zunächst die historische Entwicklung der letzten hundert Jahre in den Blick zu nehmen.

Zum Aufbau des Buches: Ein kurzer Abriss der evangelischen Kirchengeschichte im 20. Jahrhundert soll die Vorgeschichte von Heute beleuchten (Kapitel I). Im anschließenden eigentlichen Hauptteil (Kapitel II) sollen vor diesem Hintergrund exemplarisch und ohne Anspruch auf Vollständigkeit einige mir relevant erscheinende aktuelle Entwicklungen aufgezeigt und kritisch diskutiert werden. Sodann soll noch einmal systematisch auf das Ausgangsproblem „Wo fehlt die Mitte?“ eingegangen werden (Kapitel III). Schließlich möchte ich konstruktiv aufzuzeigen versuchen, worin aus meiner Sicht die bleibende Relevanz des reformatorischen Christentums besteht (Kapitel IV).

Thomas Martin Schneider
Koblenz, im August 2022

I Kurzer Abriss der Kirchengeschichte im 20. Jahrhundert⁷

Am Ende des Kaiserreiches

Im Kaiserreich war der preußisch dominierte kirchliche Mainstream-Protestantismus theologisch konservativ. In Preußen selbst war die sogenannte Hofpredigerpartei der „Positiven Union“ tonangebend, andere Länder wie das evangelische Bayern waren vom konfessionellen Luthertum bzw. Neuluthertum geprägt und in verschiedenen Teilen Deutschlands wie in Württemberg und Ostwestfalen wirkten noch der Pietismus und die Erweckungsbewegung aus dem 18. und 19. Jahrhundert stark nach. Daneben gewann der liberale Kulturprotestantismus vor allem im Bürgertum zunehmend an Gewicht. Dessen Ziel war es, den christlichen Glauben mit der modernen Entwicklung in den Bereichen Wissenschaft, Bildung und Kultur in Einklang zu bringen, zu versöhnen und gegebenenfalls anzupassen. Zwischen den sich oft hart bekämpfenden Fronten der Konservativen und der Liberalen hatten es Vermittlungstheologen, die es auch gab, schwer. Ungeachtet aller theologischen Gegensätze – in politischer Hinsicht waren zumindest die kirchlichen Repräsentanten (ausschließlich Männer) der verschiedenen Lager meist gleichermaßen konservativ und standen der Monarchie loyal gegenüber. Das hing natürlich auch mit dem Staatskirchentum

⁷ Zum gesamten Kapitel vgl. Siegfried Hermle/Harry Oelke (Hg.), *Kirchliche Zeitgeschichte evangelisch*, Bde. 1–4 (CuZ 5; 7; 9; 10), Leipzig 2019–2022.

zusammen; die Pfarrer leisteten ihren Amtseid auf den König, man sprach vom „Bündnis von Thron und Altar“, das dann bei den sogenannten Kriegstheologen im Ersten Weltkrieg chauvinistische Züge annehmen konnte. Dieser sogenannte Nationalprotestantismus wirkte auch nach dem Ende des Krieges und der Monarchie lange nach. Die Arbeiterschaft hatte sich, ungeachtet der meist formal noch vorhandenen Mitgliedschaft, bereits weitgehend von der Kirche abgewendet. Die kleine Gruppe der religiösen Sozialisten war eher die Sache einer intellektuellen bürgerlichen Elite als eine Arbeiterorganisation. Der Versuch des Hofpredigers Adolf Stoecker, eine dezidiert der Monarchie treue evangelische Arbeiterpartei als Alternative zur SPD zu gründen, war kläglich gescheitert und Stoecker geriet überdies in höchst bedenkliches antisemitisches Fahrwasser.

Die Zeit der „Weimarer Republik“

Der verlorene Krieg und das Ende der Monarchie 1918 bedeuteten gerade auch für die evangelische Kirchengeschichte eine einschneidende Zäsur.⁸ Das „Bündnis von Thron und Altar“ war 1918 mit dem Ende des landesherrlichen Kirchenregiments bzw. des Summepiskopats (der Monarch als oberster Bischof) abrupt zerbrochen. Landesherrliche Kirchenstrukturen wurden jetzt vielfach durch synodale ersetzt und 1922 schlossen sich die Landeskirchen erstmals, wenn auch nur sehr lose, zu einem Kirchenbund zusammen.

⁸ Zum ganzen Abschnitt vgl. Thomas Martin Schneider, *Wem gehört Barmen? Das Gründungsdokument der Bekennenden Kirche und seine Wirkungen* (CuZ 1), Leipzig 2017, S. 12–27.

Viele Kirchenvertreter trauerten allerdings dem „Bündnis von Thron und Altar“ noch lange nach und fanden keinen wirklichen Zugang zu der sich unter schwierigen Bedingungen allmählich etablierenden ersten Demokratie auf deutschem Boden. Freilich sollte dabei auch bedacht werden, dass die Säulen der „Weimarer Republik“, nämlich die demokratischen Parteien, die diese maßgeblich stützten, der evangelischen Kirche nicht gerade besonders wohlwollend gegenüberstanden. Die Sozialdemokraten waren bis zu ihrer historischen Wende, die ihren Ausdruck im Godesberger Programm von 1959 fand, in marxistischer Tradition tendenziell atheistisch oder doch zumindest agnostisch eingestellt und forderten überwiegend eine strikte Trennung von Staat und Kirche. Dass mit Adolph Hoffmann, der dem linken Flügel der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei angehörte, ausgerechnet ein führender Vertreter der Freidenker- und Kirchengemeinschaftsbewegung unmittelbar nach der „Novemberrevolution“ 1918, wenn auch nur für sehr kurze Zeit, preußischer Kultusminister wurde, wirkte für die evangelischen Kirchenvertreter wie ein Schock. Gewissermaßen als Schreckgespenst stand ihnen das Schicksal der systematisch verfolgten russisch-orthodoxen Kirche im bolschewistischen Russland vor Augen, mindestens aber der im Jahre 1905 eingeführte strikte Laizismus der Französischen Republik. Die Deutsche Zentrumspartei, die die meisten Reichskanzler der „Weimarer Republik“ stellte, war der politische Arm des deutschen Katholizismus, der im 19. Jahrhundert wiederholt in heftige Konflikte mit der protestantischen preußischen Obrigkeit geraten war und kirchenpolitisch engagiert katholische Interessen verfolgte, von denen dann allerdings aus Gründen der Gleichbehandlung nicht selten auch die evangelische Kirche profitierte. In der anfänglich durchaus ein-

flussreichen liberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP) gab es ungeachtet protestantischer Wurzeln zumindest starke laizistische Tendenzen. Als Bündnispartner der Protestanten bot sich außer der kleinen rechtsliberalen Deutschen Volkspartei (DVP), die die Weimarer Reichsverfassung zunächst ablehnte, im Wesentlichen nur die rechtskonservativ-monarchistische Deutschnationale Volkspartei (DNVP) an, die der offenen Gesellschaft der demokratischen „Weimarer Republik“ zunehmend skeptisch bis offen feindselig gegenüberstand und die Ergebnisse des Ersten Weltkrieges umkehren wollte. Zwar wurden die Kirchenführer nicht müde zu betonen, die Kirche stehe selbstverständlich „über den Parteien“, aber schon Zeitgenossen spotteten: „Die Kirche ist neutral, – doch sie wählt deutschnational!“ Da die DNVP bei den Reichstagswahlen zwischen ca. 6 und 20 Prozent der Stimmen erhielt, der Anteil der Protestanten in Deutschland aber bei über 60 Prozent lag, wich offensichtlich das Wahlverhalten eines Großteils der Kirchenmitglieder von dem der kirchlichen Repräsentanten deutlich ab. Auch davon abgesehen, wäre es eine Verkürzung, wollte man die evangelische Kirchengeschichte der „Weimarer Republik“ nur mit Stichworten wie „rückwärtsgewandt“ oder „dem Alten nachtrauernd“ beschreiben. Vor allem im Bereich der Theologie erwies sich die Zeit zwischen 1918 und 1933 als außerordentlich produktiv. Es kam zu vielerlei Aufbrüchen, die hier nur kurz skizziert werden können.⁹

9 Zum Folgenden vgl. Thomas Martin Schneider, *Theologische Aufbrüche*, in: ders. (Hg.), *Unterwegs in der ersten deutschen Demokratie. Rheinischer Protestantismus und Weimarer Republik (SVRKG Kl. Reihe 13)*, Bonn 2021, S. 46–49; dort auch Zitatnachweise.

Bereits im Krisenjahr 1917 war das Buch „Das Heilige“ des Marburger Religionswissenschaftlers Rudolf Otto erschienen, das zu den meistverkauften theologischen Büchern im 20. Jahrhundert gehörte und in mehr als 20 Sprachen übersetzt wurde. Ottos Buch, dessen Untertitel „Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen“ lautete, brach mit dem vorherrschenden Kultur-optimismus und der protestantischen Ethik im Sinne einer überlegenen Sittlichkeit und bestimmte die Religion, u. a. an Friedrich Schleiermacher anknüpfend, als eine „Kategorie sui generis“. Zum 400. Reformationsjubiläum am 31. Oktober 1917 hielt der Berliner Kirchenhistoriker Karl Holl in der Berliner Universität den Festvortrag mit dem Titel: „Was verstand Luther unter Religion?“. Dieser Vortrag gilt als programmatischer Beitrag zur sogenannten Lutherrenaissance, die das Verständnis der Theologie Luthers jahrzehntelang prägte. Holl erklärte das Rechtfertigungserlebnis des jungen Martin Luther zum „Typ einer neuen sittlich-religiösen Gewissensreligion“. Er setzte ein mit der pessimistischen Anthropologie Luthers, wonach der Mensch in sich selbst verkrümmt ist (*homo incurvatus in se*). Dem so beschriebenen Menschen stellte Holl unter Berufung auf Luther die Souveränität und Alleinwirksamkeit des sich außerhalb von uns Menschen (*extra nos*) befindlichen Gottes gegenüber. Unter der Leitung des sächsischen Landesbischofs Ludwig Ihmels erlebte auch das konfessionelle Luthertum nach 1918 einen neuen Aufschwung. Trotz mancher Berührungspunkte ist dieser Aufschwung nicht einfach mit der Lutherrenaissance gleichzusetzen. Das konfessionelle Luthertum orientierte sich weniger an der Person Luthers als an den lutherischen Bekenntnisschriften und strebte einen engeren Zusammenschluss der lutherischen Kirchen auf nationaler, aber auch

auf internationaler Ebene an. Nach dem Wegfall des landesherrlichen Kirchenregiments sah man die Chance gekommen, den deutschen Protestantismus auf der Grundlage der unterschiedlichen reformatorischen Bekenntnisse neu zu organisieren. Der wirkungsgeschichtlich höchst bedeutsame theologische Aufbruch der „Dialektischen Theologie“ ist untrennbar mit dem Namen des Schweizer reformierten Theologen Karl Barth verbunden. Barths Ende 1918 erschienener Römerbriefkommentar bzw. dessen zweite Auflage von 1922 markierten den Beginn dieser Richtung. Barth hatte Anstoß genommen an einer Theologie, die den Krieg gerechtfertigt und das Kampferlebnis geistlich verklärt hatte, und er hatte den liberalen Kulturprotestantismus seiner Lehrer dafür verantwortlich gemacht. Er suchte nach einer neuen Grundlegung der Theologie und wandte sich gegen jede Form von „Bindestrich-Christentum“. Für Barth bestand zwischen Gott und Mensch ein kategorialer Unterschied; Gott sei immer „totaliter aliter“ (ganz anders). Jegliche Synthese von Christentum und Kultur, Kirche und Politik, Vernunft und Offenbarung etc. lehnte er deshalb als Anthropologisierung der Theologie bzw. umgekehrt als Vergottung des Menschen strikt ab. Eine große Wirkung erzielte auch das Volkskirchenkonzept des Generalsuperintendenten der Kurmark und späteren Berliner Bischofs sowie EKD-Ratsvorsitzenden Otto Dibelius, dessen sogenanntes lila Buch „Das Jahrhundert der Kirche“ von 1926 bis 1928 sechs Auflagen erlangte. Obgleich Dibelius DNVP-Mitglied war, hat er doch das Ende des landesherrlichen Kirchenregiments als Chance begriffen. Die Revolution von 1918 bezeichnete er in seinem Buch sogar als „befreiendes Gewitter“. Angesichts der Umbrüche fragte Dibelius nach dem zeitlos gültigen, unverwechselbaren Kern der kirchlichen Botschaft. 1926 erschien auch „Das Berneuchener